



Für sie
ist das Leben
nur Kampf

Die hoffnungslose Lage
Jugendlicher in Liverpool

Das Prunkstück Liverpools, der »Pier Head«, in dem die Hafenverwaltung arbeitet, ist das Wahrzeichen der Stadt.



Mann, ist das langweilig», schaut der eine den anderen an. »Sind wir hergekommen, um so was zu sehen?« Sie springen vom Geländer, auf dem sie eine halbe Stunde geduldig balanciert haben und hauen ab, quer durch die Menge. Zehn Minuten später sind sie wieder da, kämpfen sich ihren Platz auf der Absperrung zurück, und johlen: »Ihr verdammt Schafshirer, zieht Leine!«

Sie waren mir schon im Bus aufgefallen, der auf dem Weg

von der Stadtmitte nach Fazakerley auch die Anfield Road passiert. Der eine war acht, der andere vielleicht neun. Sie saßen lässig auf den Rücklehnern im Oberdeck, die Füße auf der Sitzfläche, die Kippen zwischen den kleinen Fingern geklemmt, pafften souverän und riefen lauter unflätige Sprüche durch die geöffneten Ventilationsschächte. »You fucking bastard ...« haute der eine den anderen plötzlich an, ein kurzer Kampf folgte, kein ernsthaftes Gefecht, sie rollten über

die Sitze und durch den Mittelgang, und zeigten, was sie draufhaben: Sprüche und Gesten, die sie den Erwachsenen abgeguckt hatten. Zwischen durch machten sie auch ein paar Kinder an, die vielleicht drei Jahre älter waren. Schlügen denen eins in die Fresse, weil sie ruhig dasaßen, weil sie etwas besser gekleidet waren, weil sie Manieren zeigten; weiß der Teufel, warum. Jedenfalls gehören sie zu den Scallys, die zwei; zu den Jungs, die sich in ihrer Machohärte gefallen, für die das Le-

ben nur Kampf ist, und die sich danach verhalten.

»Verfluchte Schafshirten, geht doch nach Hause!« Aber die Schafshirten sind gar nicht so schlecht. 90 Minuten lang hält die Mannschaft aus York das 1:1 gegen das Heim-Team, den F.C. Liverpool. In der Verlängerung, es ist ein Pokalspiel, kommt Leben in die Fan-Kurve; die meisten sind hier zwischen zehn und fünfundzwanzig Jahre alt.

Am nächsten Nachmittag begegnen mir die Schafshirten wieder, diesmal in Form

eines Streikpostenplakats. »Liverpool: 3, Scabs: 1« steht auf dem Pappdeckel, den Jeff James gerade am Drahtzaun des Betriebes befestigt, vor dem er seit Wochen steht. Unter dem Wort Scab (= Aus-satz, Krätze, also Streikbrecher) steht in Klammern York. »Aus York karrt der Manager inzwischen Leute heran, weil er hier keinen mehr gefunden hat, der zu diesen Bedingungen und für diesen mickrigen Lohn arbeitet«, sagt Jeff, der mit seinen 18 Jahren noch nie einen Betrieb von innen gesehen hat. Warum steht er überhaupt hier? Weil die Kollegen von »A One Feeds« in einen Streik traten, als der Manager ihnen den Gewerkschaftsbeitritt verbot, und diese sich dann an die Arbeitsloseninitiative in der Hardman Street wandten. Seither halten zehn bis zwanzig Jugendliche vor dem Werkstor Wache und unterstützen die 13 gefeuerten Beschäftigten. Könnte er sich nicht stattdessen um einen Arbeitsplatz bemühen? »Hab' ich oft genug gemacht, keine Chance«, erwidert Jeff. Aber warum ist er gerade hier? »Was soll ich sonst machen? Das hier macht wenigstens Sinn.«

In Kirkby, einer Stadt am Rande Liverpools, die in den 50er Jahren errichtet wurde, als alle noch glaubten, die Industrie bliebe hier permanent, denken viele genauso. In der neuen Trabantenstadt mit 50000 Einwohnern liegt die Arbeitslosigkeit zwischen 43 und 47 Prozent. Das Arbeitslosenzentrum in der Lyster Road quillt über von Ratsuchenden, die den Kampf mit den rigiden Sozialbehörden nicht alleine bestehen können. In einer Ecke hocken Joe, Billy, Steve, Eddie und Ray; in einer halben Stunde müssen sie die Schicht vor »A One Feeds« übernehmen. Ein bunter Haufen, der vor sich



Die neuen Slums, die häßlichen, betonierten und asozialen Hochhäuser verschärfen die sozialen Gegensätze und schaffen die Desperados der Inner-City-Ghettos.

hingqualmt und laufend Tee kocht; der Jüngste ist 17, der Älteste über 40. Daß mal jemand kommt und ihnen Fragen stellt, finden sie toll – endlich einer, der ihnen zuhört, ihnen hilft, die Zeit zu vertreiben: »Diese Regierung müßte man totschießen«; »Wenn ich die Thatcher mal treffe, dann aber ...«; »Guck Dir die Leute von Kirkby an, sehen die gesund aus?«; »Wir haben hier nicht mal ein Krankenhaus, wenn hier jemand schlecht wird, muß er mit einem Bus eine Stunde ins nächste Hospital fahren ...«

Die Leute sind fehlernährig, jeden zweiten Tag Fisch und Chips, Dosenmilch, Toastbrot, dazwischen etwas Tee und Margarine, mehr können sie sich nicht leisten, selten nur ein Bier.

Sie laufen in alten Kleidern herum und aus ihren Gesichtern schaut die Verzweiflung. Alle zwei Wochen erhalten sie den Scheck vom Sozialamt, der das Existenzminimum nicht sichert. In den Arbeitslosenzentren (im Großraum Liverpool gibt es 15 davon) sprechen die Leute über Schikanen der Sozialbehörden, denen jeder Penny abgerungen werden muß; erzählen von den festgeschraubten Bänken im Sozialamt, damit auch ja keiner so ein Ding mal durch die Scheibe wirft, hinter denen die Sachbearbeiter sitzen; und sie reden von der Zeit, die ihnen so schwer auf den Schultern lastet.

Die Zeit hat ihre positiven Momente verloren; es ist längst nicht mehr die Zeit, in der man arbeitet und Geld ausgibt, und schon gar nicht die Zeit, in der man Ambitionen entwickeln kann oder auf ein Ziel hinarbeitet. Die Freizeit ist eine Wüste, die man durchqueren muß.

»Zeit spielt für die Jungs keine Rolle«, sagt David Coates, Sozialarbeiter in einem der

beiden Jugendzentren von Kirkby. »Für sie gibt es keinen Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht. Sie wachen auf, existieren und gehen wieder ins Bett.« Der Tag als Abgrund zwischen zwei Runden Schlaf. »Manchmal gehe ich ins Job Centre, einfach um etwas Abwechslung zu haben. Arbeit gibt's da natürlich keine. Und manchmal komme ich auch hierher, spiele Billard, und laufe anschließend durch die Straßen, gehe heim, höre Musik, bis ich die Schnauze voll habe und besuche dann vielleicht noch ein paar Kumpel.« 94 Prozent aller Jugendlichen in Kirkby leben wie Ken Matthews; so hoch ist die Arbeitslosigkeit bei denen, die jünger als 25 Jahre sind. Kein Geld, keine Unterhaltung, keine Klamotten, keine Freundin: nichts. Entweder du schlägst die Zeit tot, oder sie dich. »Ohne Job wächst man unmerklich in den Tod hinein«, sagt Ken.

Er hat sich oft überlegt, ob er nicht mal was klauen soll, eine Bank überfallen, in eine Woh-

nung einsteigen oder so, aber er traut sich nicht. Andere schon, wie die zwei 14-jährigen, die am selben Tag wegen Raubes verurteilt werden. Sie hatten mit abgesägtem Gewehr und Mutters Strumpf über dem Gesicht eine Tankstelle überfallen und wurden kurze Zeit später mit der Beute (95 Pfund) erwischt. In Liverpool ist das nichts Besonderes mehr. Die Abendzeitung berichtet (ebenfalls am selben Tag) von den Ängsten älterer Leute, die sich nicht mehr durch den Sefton Park trauen und daß die Polizei in Seaforth jetzt endlich eine Jugendbande aus Liverpool geschnappt habe, deren 13- bis 18-jährige Mitglieder monatelang Autos geknackt und in Wetttrennen zu Schrott gefahren hätten.

Die Eigentumsdelikte nehmen zu; Liverpool steht nicht nur im Fußball an der Tabellenspitze – auch in den Sparten Raub und Diebstahl liegt die Stadt vorn. »Sie lassen sich alles einfallen, um die Langeweile zu vertreiben und an Geld zu kommen«, sagt David Coates und die Jugendlichen um ihn herum nicken dazu. Sie sind stolz darauf, daß sie dem System ab und zu ein Schnippchen schlagen können – anders als ihre arbeitslosen Väter, die zwar manchmal schwarzarbeiten, aber im Sozialamt die ihnen zustehenden Rechte kaum geltend machen können. In den Alten steckt noch der Ehrenkodex der Handarbeiter (»das Geld mit eigener Hände Arbeit verdienen«), doch ohne Jobs gerät die Arbeitermoral ins Wanken. Zweimal in der Woche einen saufen gehen, ansonsten malochen, damit man die Braut ausführen, Haus und Auto kaufen kann – diese Arbeiteridylle liegt jenseits des Erwartungshorizonts der Jungen; sie können sich ja nicht einmal das Bier leisten. Also schnüffeln sie, schlucken

Pharmazeutika, werfen Trips und enden mit der Spritze in der Armbeuge. Vor fünf Jahren noch war das Drogenproblem in Liverpool fast unbekannt, heute grasiert es.

Liverpool, das durch Sklaven- und Baumwollhandel groß und reich geworden ist, war im letzten Jahrhundert der Anziehungspunkt für verjagte Landarbeiter, halbverhungerte Iren, entlassene Lohnarbeiter und abenteuerlustige Menschen aus allen Teilen des britischen Inselreichs. Die Stadt selbst, kaum mehr als ein Hafen mit angrenzenden Slums, zog die Leute nicht an; die Attraktion lag jenseits des Atlantiks. Aber nicht alle konnten das Geld für die Passagierfahrt in die Neue Welt aufbringen,

viele blieben und verdienten ihren mageren Lebensunterhalt in den Docks und im Transportgewerbe. Die zweitreichste Stadt des Empires – die viktorianischen Prunkbauten um das Hafenzentrum lassen den vergangenen Wohlstand noch erahnen – bildete die Scharnierstelle des Britischen Empire: Bindeglied zwischen den nordenglischen Industrievieren und dem Rest der Welt.

Liverpool handelte mit Rohstoffen und Industriezeugnissen, aber eine eigene Industrie entwickelte die Stadt nie. Die Lohnabhängigen arbeiteten als Docker, Kutscher, Eisenbahner, Lagerhausarbeiter, Seefahrer und somit im Tagelohn – abhängig von den Fluktuationen des Handels,

den Wetterverhältnissen und dem Gudücken der Unternehmer. Ständig am Rande der Existenz vegetierend, geplagt von eingeschleppten Seuchen, gedemütigt von der täglichen Bettelei um einen Job, blieb den unorganisierten Massen oft nur der Aufruhr, um Forderungen durchzusetzen. Gewerkschaften, die die englischen Fach- und Fabrikarbeiter bereits um die Mitte des letzten Jahrhunderts gründeten, blieben in Liverpool unbekannt. Das riesige Reserveheer an unterschäftigen Tagelöhnern und die Kanonenbootpolitik der Regierung im eigenen Land ließen alle Versuche scheitern. Ohne institutionalisierte und anerkannte Gegenmacht in Form der Gewerkschaften waren Straßenschlachten das einzige Mittel sozialer Konfliktaustragung.

Tony Lane, Soziologe an der University of Liverpool und davor zehn Jahre lang auf Seefahrt, führt die Eigenwilligkeit der Liverpudlians auf die beherrschende Rolle des Hafens zurück. »In Liverpool ist praktisch jeder mal zur See gefahren oder hat einen Verwandten, der für ein paar Jahre anheuerte. Charakteristisch für alle Seefahrer, egal aus welchem Land sie kommen, ist ihr unabhängiges Denken. Das Schiff mit seiner Hierarchie ist ein Mikrokosmos der Gesellschaft, aus der es kommt; dieser Hierarchie kann der Seemann nicht entfliehen, er steckt die ganze Zeit drin, lernt mit ihr umzugehen und sich der Autorität zu widersetzen. Und wenn er an Land kommt, mit all dem Geld, das er auf langen Reisen



Liverpool 1986: Wegen der hohen Arbeitslosigkeit (über 30 Prozent) leben viele Einwohner von dem, was sie auf der Straße oder in Abbruchhäusern finden.

anhäufte, bricht er aus. Er haut das Geld auf den Kopf, kauft allen modischen Schnick-schnack, spielt den großzügigen Gönner, der jedem einen Drink spendiert, ist nach drei Tagen pleite und heuert mit einem Kater wieder an.«

Die Seefahrt ist inzwischen tot und Liverpool kein Hafen mehr. Bis auf das Containerdock Seaforth und zwei, drei kleinere Docks verschließen die Hafenbecken. Die Hafenbauten rosten vor sich hin, verfallen zu Ruinen und werden abgerissen. Arbeitsplätze sind kaum noch vorhanden; gerade 2500 Docker gehen heute noch einer Arbeit nach, für die vor 40 Jahren 50000 Menschen entlohnt wurden, und auf den modernen Containerschiffen kann man die Besatzung an ein paar Händen abzählen. Aber an einem Freitag- oder Samstagabend bekommt man selbst heute, bei einer durchschnittlichen Arbeitslosigkeit von 30 Prozent, in Liverpool das Gefühl, als sei man von Leuten umgeben, die gerade von einer sechsmonatigen Seereise zurückgekehrt wären. »Liverpool ähnelt manchmal einem Schiff, das gerade im Hafen festgemacht hat«, meint Tony Lane. »Alle sagen: Genießt die Zeit, vielleicht ist man morgen schon tot. Oder: Liverpool könnte ja morgen wieder wegsegeln. Also gib' das Geld aus, solange du kannst. Das ist der Charakter von Liverpool.«

Die über Generationen hinweg geprägten Verhaltens-

weisen sind eine Sache, die momentane Realität eine andere. Die Kinder der westafrikanischen Seeleute, die sich in der Hafenstadt niederließen, können nicht mehr, was ihren Vätern und Großvätern noch möglich war. Und ihnen fehlen wie den weißen Jugendlichen die Solidarität und der Gemeinschaftssinn, die einzigen Kraftreserven der Arbeiterklasse in der Krise.

»In den 30er Jahren ging es den Leuten besser, obwohl die Arbeitslosenquote damals genauso hoch war«, meint Eddie Roberts, Funktionär der Transportarbeitergewerkschaft. »Damals haben sich die Leute gegenseitig geholfen, es gab intakte Arbeiterviertel, zwar ohne die sanitären Einrichtungen, die man heute verlangt, aber die Solidarität in der Straße war da. Wenn jemand krank wurde, halfen hundert Nachbarn aus.« Nach den Slumsanierungen in den 60er Jahren türmen sich die Arbeiterwoh-

nungen übereinander. Die Kommunikationsebene, traditionell quer über die Straße, wurde von der Horizontale in die Vertikale verbannt und ist irgendwo zwischen dem 12. und dem 17. Stockwerk kläglich verendet.

Die neuen Slums, die hässlichen, betonierten und asozialen Hochhäuser ohne jeden Raum zum Durchatmen, verschärfen die Gegensätze und schufen die modernen Desperados der Inner City-Ghettos. Anarchistischer und weniger diszipliniert als die Durchschnittskinder neigen viele Kids in den Armenvierteln zu Rowdytum und zur Gewalt, während sich andere außergewöhnlich ruhig und zurückgezogen verhalten. Der eine kann keine Minute ruhig sitzen, stört die anderen, prügelt drauflos, heckt Pläne und Abenteuer aus, lebt in der Straßengang – und der andere läuft einsam am Drahtzaun auf und ab, der den Spielplatz begrenzt. Die Kinder bringen

auf die Straße, was zu Hause abläuft. Die einen werden aus den kleinen, überfüllten, feuchten Sozialwohnungen gejagt, weil der arbeitslose Vater der verzweifelten Mutter grad wieder an die Gurgel geht – und die anderen sind besonders gehütet und umsorgt, weil die Umwelt so gefährlich und kaputt ist. Aber für beide, die flinken und einsfallsreichen »Scallys« und die verstörten, überversorgten Kinder, bleibt das Schulsystem nichts anderes als eine Frankiermaschine, die einem das Brandzeichen des erwiesenen Versagens auf die Stirn stempelt.

»Wie begeisterst du Schüler, deren Brüder und Schwestern ziellos durch die Straßen laufen, mit den besten Abschlußzeugnissen in der Tasche?«, fragt Angela Johnson, Lehrerin aus Überzeugung und seit zwanzig Jahren im Job. »In meinen Klassen kommen manchmal nur 70 Prozent zum Unterricht, manchmal ist nur die Hälfte da. Und der Schulleiter hat längst resigniert, wie alle anderen in Liverpool. Früher haben sie sich noch um die einzelnen Schulschwänzer gekümmert, sind zu den Eltern; heute macht das keiner mehr.«

In den Arbeitervierteln waren die Schulen von jeher fremde Institutionen, mit denen die Eltern nichts anzufangen wußten und die den Arbeiterjugendlichen nur den Weg zum ersehnten Erwachsenenleben versperrten – ein langweiliges Muß, bestenfalls eine Art Durchlauferhitzer in die ersehnte Position des industriellen Handlängers, Fließbandarbeiters oder der Fachkraft. Als es noch Vollbeschäftigung im Land gab (in Liverpool nie!), störte die Schule vor allem die Jungs, weil sie nichts von dem vermittelte, was für sie das Leben ausmachte: Malochen, Überstunden abreißen, Handar-



Liverpool 1986: Leere Hochhaussiedlungen, die langsam verfallen und in die niemand mehr einziehen mag. Die Innenstadt mit ihren großen Prachtstraßen und kleineren Gassen hingegen ist gut erhalten und sorgfältig gepflegt.

beit, müde Muskeln – und dann 'ne Sause, mit dem ersten verdienten Geld einen Wagen kaufen, damit in der Gegend 'rumblochen, Bräute ausführen, mit 19 heiraten, mit 22 das Haus oder die Wohnung kaufen. Der früh-pubertären Maskulinität der Jungs entsprach der den Mädchen übergestülpte Rollendruck.

Und heute? Während sie den Lehrern früher zeigen mußten, was einen richtigen Mann ausmacht, wie wenig der sich gefallen ließe, wenn er hier säße, hat für die meisten Jugendlichen die Schule jede Funktion verloren. Man lernt auf der Straße mehr. Da wird einem gezeigt, wie man wo Schmiere stehen muß, wen man wann übertölpeln kann, welches die besten Fluchtwiege vor den Coppers sind; in der Schule lernt man mit etwas Glück und bei den richtigen Lehrern gerade

noch, wie man den Antragsbogen für Sozialhilfe richtig ausfüllt. Und die Schülerinnen, ebenfalls ohne Aussicht auf einen Job, kennen nur einen Weg aus der engen Elternwohnung: Einen Platz auf der Warteliste für Sozialwohnungen erhalten sie nur, wenn sie schwanger sind.

Die Schulen spiegeln auch äußerlich die Frustrationen der Schüler/innen wieder. »In den Räumen darfst du nichts liegenlassen«, sagt Angela Johnson, »alles wird geklaut – Schlüssel, Kreide, Taschenrechner, selbst Sachen, die außerhalb der Schule keinen Sinn machen.« Dazu kommen Türen, die zum Eintreten einladen, und die langweilig geraden Backstein- oder Betonmauern, die einer Verschönerung bedürfen. Kaum eine Liverpooler Schulwand, die nicht besprüht wäre.

»Der Vandalismus in und um die Schulen ist schon ein

Problem. Man kann keine positive Atmosphäre aufbauen, wenn alles kaputt ist.« Felicity Dowling, jahrelang Lehrerin, ist seit 1981 Vorsitzende des Schulkomitees im Liverpooller Stadtrat, verantwortlich für die Primär- und Sekundar-Ausbildung in der Region. In ihrem Büro über der Sir Thomas Street kämpft sie mit Gott und der Welt, vor allem aber gegen Thatcher. »Wir geben hier für die Ausbildung der Kinder 25 Millionen Pfund mehr aus, als wir nach den finanziellen Richtlinien der Regierung dürfen. Thatcher will einfach nicht einsehen, daß die Bildungschancen mit dem sozialen Status zusammenhängen.« In den letzten Jahren hätten sie alles versucht, sagt Felicity Dowling, und Schulen erhalten, die nach dem regierungsamtlich festgelegten Lehrer-Schüler-Verhältnis eigentlich geschlossen gehörten, oder

Kurse eingerichtet, die in den Krisenvierteln das Engagement heben sollen. »Die erzielten Abschlüsse sind hier niedriger, als wir tolerieren können. In einer durchschnittlich wohlhabenden Stadt in Süden England wird erwartet, daß sich 90 Prozent der Kinder zur Prüfung für O-Level Mathematik und Englisch (gehobener Hauptschulabschluß, der Verfasser) melden – in Liverpool ist es gerade ein Drittel.«

Die linke Mehrheit im Liverpooller Stadtrat hat noch weitergehende Pläne. »Community Schools würden ein Teil unserer Probleme beheben«, schwärmt Felicity Dowling, »Schulen in den kaputten Vierteln, die auch den Erwachsenen zugänglich wären.« Dort könnten dann die harten Kids, die »Scallys«, selber sehen, daß auch Erwachsene Ausbildung ernst nehmen.

Unterrichtshilfen

Georg E. Becker

Planung von Unterricht

Handlungsorientierte Didaktik, Teil I. (Beltz Grüne Reihe.) 1984. 223 S. Br. DM 24.80 (25088)

Georg E. Becker

Durchführung von Unterricht

Handlungsorientierte Didaktik, Teil II. (Beltz Grüne Reihe.) 1984. 298 S. Br. DM 29.80 (25089)

Georg E. Becker

Auswertung und Beurteilung von Unterricht

Handlungsorientierte Didaktik, Teil III. (Beltz Grüne Reihe.) 1986. 204 S. DM 24.80 (25090)

Nach den beiden ersten Bänden »Planung von Unterricht« und »Durchführung von Unterricht« folgt nun Teil III der handlungsorientierten Didaktik »Auswertung und Beurteilung von Unterricht«. Ein praktisches Buch für den Lehrerstudenten wie für den gestandenen Lehrer, das ihm detaillierte Leitlinien für die verschiedenen Unterrichtssituationen gibt.

Preisänderungen vorbehalten

Jochen und Monika Grell

Unterrichtsrezepte

(Beltz Grüne Reihe.) 50. Tsd. 1985. 330 S. Br. DM 28.– (25033)

Die Autoren zeigen, wie ein Unterricht aussehen kann, bei dem die Schüler wirklich etwas lernen. Sie geben Beispiele dafür, wie gute Information aussieht, wie Fragen und Aufgaben gestellt werden sollen, was einen guten Lehrvortrag ausmacht, wie im Unterricht Gruppenarbeit möglich ist und vieles anderes mehr.

Jochen Grell

Techniken des Lehrerverhaltens

(Beltz Bibliothek 28.) 100. Tsd. 1983. 338 S. Br. DM 22.– (50028)

Lehrer müssen zahlreiche soziale Fertigkeiten beherrschen, planmäßig ein professionelles Verhalten aufbauen, um den Anforderungen von Unterricht gewachsen zu sein. Dieses Buch bietet Information und praktische Anleitung zu Beobachtung und Training des Lehrerverhaltens. Es regt durch Fragen und Arbeitsaufgaben dazu an, Beobachtung und Training in kleinen Schritten selbst zu praktizieren.

Waldemar Pallasch/Dietmar Zopf

Methodix – Bausteine für den Unterricht

Vorschläge für die fachspezifische und fachübergreifende Unterrichtsgestaltung. Mit Illustrationen von B. Kock und R. Weiß. (Beltz praxis.) 3. Aufl. 1983 (13. Tsd.). XVI, 403 S. Br. DM 24.80 (62038)

Waldemar Pallasch/Dietmar Zopf

Praktix

Bausteine für den Unterricht II. Mit Illustrationen von B. Kock. (Beltz praxis.) 1981. XVI, 388 S. Br. DM 24.80 (62061)

Unterricht soll nicht langweilig sein, aber was braucht man dafür? METHODIX und PRAKTIK möchten mit Ideen und Anregungen helfen und bieten viele verschiedene Übungen, die gezielt im Unterricht eingesetzt werden können: Für bestimmte Fächer und Fachgebiete, fachübergreifende Übungen und solche zum sozialen Lernen; Aktivitäten für bestimmte Alters- und Schulstufen und solche, die von Schularbeit und -stufe unabhängig sind.

Angelika C. Wagner u. a.

Bewußtseinskonflikte im Schulalltag

Denk-Knoten bei Lehrern und Schülern erkennen und lösen. (Beltz Grüne Reihe.) 1984. 235 S. Br. DM 28.– (25087)

Dieses Buch ist interessant für alle, die ihre eigenen Denk-Knoten verstehen und entwirren wollen. Für Beratungslehrer und Gruppentrainer bietet es Hilfestellung für ihre Arbeit.

Angelika C. Wagner (Hrsg.)

Schülerzentrierter Unterricht

(Beltz Grüne Reihe.) 2., neu bearb. Aufl. 1982. 275 S. Br. DM 26.– (25072)

Das Ziel des Buches ist aktueller denn je: Unterricht so zu gestalten, daß trotz Zwang mehr Selbstständigkeit möglich wird. Das Buch setzt sich damit auseinander, wie dieses Ziel in der Schulpraxis erreicht werden kann.

BELTZ

Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim



Das Programm der Community Schools (»ein Versuch, die Schulen zu demokratisieren, den Eltern klarzumachen, daß Schule Sinn hat«) wird wohl scheitern. Nicht am Willen der Schulbeauftragten, nicht an der Politik des Stadtrates – und schon gar nicht an den Lehrern und Lehrerinnen: Thatcher hat auch letztes Jahr die kommunalen Haushalte nach oben hin begrenzt. Liverpool, die rebellische Stadt am Mersey, hat sich zwei Jahre lang durchboxen können und jedesmal neue Zuschüsse aus London erhalten. Anfang '86 waren die Aussichten jedoch düster. »Für dieses Jahr dürfen wir

274 Millionen Pfund ausgeben; mehr ist nicht drin«, sagt Tony Byrne, Finanzverwalter der niedergehenden Stadt. »311 Millionen bräuchten wir, um die gegenwärtigen Dienstleistungen beizubehalten.« Und wo wird gekürzt, wenn das Defizit nicht aufgefangen wird? »Weil wir vor allem Lohnkosten zahlen, müßten wir, grob gerechnet, 7000 Arbeitsplätze vernichten.« Wieviel im Bildungsbereich? »Da die Ausgaben für den Bildungssektor rund 50 Prozent des Haushaltsvolumens ausmachen, trifft's die besonders hart.«

3500 Lehrer auf der Straße, Community Programm ade. Eine Zukunft? »Wenn du mich fragst, haben die Kids von Liverpool nichts, auf das sie sich freuen könnten«, meint Tony Byrne, »abgesehen vielleicht von einer Dosis Kokain oder einem Tütchen Heroin.«

Peter Wührer

Liverpool 1986: Streikende Transportarbeiter vor ihrer ehemaligen Arbeitsstätte im Liverpooller Hafen, dessen Bedeutung rapide zurückgeht.

rororo aktuell dokumentiert seit 25 Jahren die politischen Protestbewegungen von der APO bis zu den Grünen.
18. 2. 1968: Rudi Dutschke auf dem internationalen Vietnam-Kongress in Berlin.
Foto: Stern/Seeliger
12. 12. 1985: Joschka Fischer bei seiner Vereidigung als hessischer Umweltminister.
Foto: dpa



Aufbrüche

25 Jahre rororo aktuell

Ein Vierteljahrhundert politisches Taschenbuch, 25 Jahre Zeitgeschichte.

In 13 Kapiteln zu Themen wie Umwelt, Ostpolitik, Reformbewegungen, Arbeitswelt sind Texte aus den inzwischen 500 Bänden von rororo aktuell gesammelt worden: Ein Lesebuch zum politischen Bewußtsein in der Bundesrepublik seit 1961 und ein kritisches Geschichtsbuch.



Mit Beiträgen u. a. von:
Heinrich Albertz, Carl Amery, Joseph Beuys,
Heinrich Böll, Daniel Cohn-Bendit, Rudi Dutschke,
Joschka Fischer, André Gorz, Joan Jara, Winnie Mandela, Alexander und Margarethe Mitscherlich, Oskar Negt, Susanne von Paczensky, E. F. Schumacher, Klaus Traube, Desmond Tutu.

Herausgegeben von
Freimut Duve
rororo aktuell 5920,
848 Seiten

15,-